

Universitätsreden

Ausgabe 12

Hartmut Schiedermaier:

Wissenschaft im Dienst der Menschenwürde



**Deutsche
Sporthochschule Köln**
German Sport University Cologne

Wissenschaft im Dienst der Menschenwürde

In den Monatsberichten der *Königlich-Preussischen Akademie der Wissenschaften* zu Berlin, der berühmten Leibniz'schen Gründung, erscheint im Jahre 1874 die Antrittsrede eines Mannes, der soeben zum Mitglied dieser – dem Sprachgebrauch der Zeit gemäß – ehrwürdigen Gelehrtenversammlung gewählt worden war. Sein Name ist Werner von Siemens, damals noch schlicht Werner Siemens. Er ist, obwohl bereits von der Berliner Universität mit dem Ehrendoktor ausgezeichnet, nach seinem eigenen Bekunden als ein der Technik ergebener Unternehmer im Kreis der Gelehrten, denen, wie er sagt, die Wissenschaft „Lebensberuf“ ist, ein Neuling und Außenseiter. Dieses bemerkenswerte Beispiel eines gelungenen, im 19. Jahrhundert offenkundig noch unproblematischen Transfers zwischen Wirtschaft und Wissenschaft ist in vieler Hinsicht des Nachdenkens wert. Nur mit Erstaunen und Bewunderung nimmt der Leser der Antrittsrede zur Kenntnis, mit welcher Sensibilität und Klugheit sich Werner von Siemens, der Außenseiter, in der Welt der Wissenschaft bewegt.

Das neue Mitglied der Berliner Akademie weiß sehr wohl, dass die deutsche Wissenschaft, wie es in der Antrittsrede heißt, ihren weltweiten Ruf nur der „Gediegenheit ihrer Leistung, der Tiefe ihrer Forschungen“ und „ganz wesentlich der gründlichen und planmäßigen Vorbildung für den wissenschaftlichen Beruf“ verdankt. Die Qualität der in der Forschung erzielten Leistungen sowie die Pflege des wissenschaftlichen Nachwuchses begründen also das, was wir heute im modernen Trend

sprachlicher Verschwommenheit als „Internationalität“ bezeichnen. So hat denn bereits die Vorbereitung auf den wissenschaftlichen Beruf in der Pflege des wissenschaftlichen Nachwuchses für Werner von Siemens jene leidenschaftliche und selbstlose Hingabe an die Wissenschaft zu gewährleisten, die den Forscher nicht danach fragen lässt, „ob das Problem, dessen Lösung er unternehmen, ob die Untersuchung, der er sich hingeben will, ihm selbst oder anderen unmittelbaren Nutzen bringen wird“. Der Forscher empfängt seinen „Lohn“ vielmehr in dem „Bewusstsein“, den „Wissensschatz der Menschheit“ vermehrt zu haben, und sein ganzer „Ehrgeiz“ ist, dass sein „Name mit der Auffindung einer neuen Wahrheit“ auf Dauer „verknüpft“ sein wird. Was an diesen Sätzen beeindruckt, ist das uneingeschränkte Bekenntnis zu jener Suche nach Wahrheit, zu jenem geistigen Unternehmertum, auf das der Wissenschaftler in der Tat angewiesen ist, wenn es darum geht, die in der Forschung gewonnenen Erkenntnisse in einer sich stets erneuernden Lehre an die nachwachsende Generation weiterzugeben und gleichzeitig die Allgemeinheit in den unmittelbaren Genuss dessen zu bringen, was wir den wissenschaftlichen Fortschritt nennen. Klingt aber nicht dieses Bekenntnis, zumal aus dem Mund eines bis heute mit Recht hochgeachteten und berühmten Wirtschaftsunternehmers, wie die Botschaft aus einer anderen, fernen, zumindest aber in ihrer Existenz bedrohten Welt?

Wer heute in der Universität mit der Wissenschaft umgeht, weiß nur allzu gut, wie berechtigt diese Frage ist. Der nun schon seit Jahren nur mit Sorge zu beobachtende Prozess der vollständigen Ökonomisierung aller Lebensverhältnisse schreitet auch in den Universitäten anscheinend unaufhaltsam fort. Vor allem ihre staatlichen Träger scheinen vergessen zu haben, dass sie,

wie es das deutsche Bundesverfassungsgericht formuliert, von Verfassungswegen dazu verpflichtet sind, im Sinne des „Kulturstaats“ für die „Idee einer freien Wissenschaft“ und demgemäß „schützend und fördernd“ für deren Pflege einzustehen. Statt dessen werden die Universitäten dazu angehalten, sich endlich wie ein ordentlicher Wirtschaftsbetrieb den Gesetzmäßigkeiten des Marktes zu unterwerfen.

Diese dringende, offenkundig aus der Finanznot der öffentlichen Kassen geborene Empfehlung verrät schon einiges Geschick, öffnet sie doch den staatlichen Trägern der Universität einen passablen Weg, um sich, ohne öffentlich Anstoß zu erregen, ihrer rechtlichen ebenso wie ihrer politischen Verantwortung für die Pflege der Wissenschaft in den Universitäten zu entziehen. Anstößig wird dieser Weg allerdings, wenn den Universitäten von ihren Trägern die Erledigung immer neuer Aufgaben zugewiesen und gleichzeitig die hierfür erforderlichen finanziellen Mittel schlicht entzogen werden. Allein der Satz „mehr Studierende an die Universitäten und weniger Professoren“ kennzeichnet, um nur eines von vielen Beispielen zu bemühen, den gegenwärtigen Stand der deutschen und hier vor allem der Hochschulpolitik des Bundes. Da kann auch nicht der beschwichtigend gemeinte Hinweis auf die Einwerbung von Drittmitteln oder aber die Aussicht auf die Erhebung von Studiengebühren beruhigen. Immerhin werden die deutschen Universitäten in der gegenwärtigen Diskussion um die Studiengebühren doch mit der geradezu skandalösen Praxis konfrontiert, dass ihnen Studiengebühren als Einnahmequellen zwar verheißen, diese aber gleichzeitig zur Sanierung des notleidenden Staatshaushalts wieder eingezogen werden. Müssen sich die Universitäten die mit einem solchen Inkassoverfahren öffentlich zur Schau gestellte Geringschätzung ihrer Bedeutung für das Gemeinwesen wirklich gefallen lassen?

Eines steht auf jeden Fall fest: Diese Praxis hat weder mit den Gesetzmäßigkeiten des Marktes noch mit einem geordneten Wirtschaftsbetrieb irgend etwas zu tun.

Es leuchtet ohne weiteres ein, dass die Situation der Forschung in den Universitäten unter den gegebenen Umständen mehr denn je prekär geworden ist. So hat denn auch allein die fortschreitende Ausgliederung der Forschung aus der Universität inzwischen ein besorgniserregendes Maß angenommen. Erst vor wenigen Wochen hat es der Präsident der *Deutschen Forschungsgemeinschaft* als eine „Katastrophe“ bezeichnet, dass die Ströme der ohnehin knapp gewordenen staatlichen Forschungsmittel immer stärker in die außeruniversitäre Forschung gelenkt werden, während sich die Universitäten in der Bewältigung der Ausbildungslasten zunehmend zu reinen Lehranstalten entwickeln. Nicht von ungefähr erfährt gerade zur Zeit die alte, längst für überholt gehaltene Diskussion über den reinen Lehrprofessor in Deutschland wieder eine bemerkenswerte Neubelebung. Auch sieht die Praxis der staatlichen Forschungsförderung immer häufiger so aus, dass finanzielle Zuwendungen nur noch projektbezogen erfolgen oder unter dem Hinweis auf den Markt der Drittmittel einfach vorenthalten werden. In beiden Fällen aber droht die Gefahr einer Fremdsteuerung, die Forschung, zumal wenn es um die Grundfragen ohne einen unmittelbaren Anwendungsbezug geht, nicht eben fördert.

Allein diese wenigen Beispiele genügen, um zu belegen, dass die Universitäten unter dem Diktat ihrer fortschreitenden Ökonomisierung Veränderungen hinzunehmen haben, die nicht nur sie selbst, sondern auch und vor allem diejenigen etwas angeht, die sich in der Universität der Wissenschaft von Berufs wegen verschrieben haben. Was diese Veränderungen bewirken, zeichnet

sich mit dem allmählichen Rückzug der Forschung aus der Universität heute erst in groben Umrissen ab. Ist der Prozess der Ökonomisierung jedoch erst einmal abgeschlossen, wird die Wissenschaft als Beruf künftig nur noch denjenigen offen stehen, die sich nach den Vorstellungen ihrer Dienstherrn als Lehrer oder Forscher marktgerecht verhalten und auf diese Weise das Geschäft der Wissenschaft gewinnbringend betreiben. Für die mittlerweile fast vollständig in die Privatisierung entlassenen Universitäten in Österreich dürfte im übrigen das Gleiche gelten. Gibt es aber unter dieser Voraussetzung notwendiger Fremdbestimmung noch einen Platz für jene leidenschaftliche und selbstlose Hingabe an die Wissenschaft, für jenes geistige Unternehmertum, das Werner von Siemens als die Quelle des wissenschaftlichen Fortschritts ausgewiesen hat?

Mit der Frage nach dem wissenschaftlichen Fortschritt betreten wir ein weites Feld, auf dem sich, wie so oft, die Geister scheiden. Die Traditionalisten werden sich wie selbstverständlich hier an Werner von Siemens halten wollen und darauf hinweisen, dass die Wissenschaft ebenso wenig wie der wissenschaftliche Fortschritt auch in Zeiten der konjunkturellen Talfahrt niemals den schlechten Nerven einer vom Wohlstand verwöhnten Gesellschaft und ihrer politischen Verwalter geopfert werden dürften. Demgegenüber werden diejenigen, die sich im Blick auf die Zukunft viel auf ihre Modernität zu Gute halten, eher geneigt sein, Werner von Siemens mit dem Hinweis den Abschied zu geben, dass die nostalgische Erinnerung an längst versunkene Welten keinen nützlichen und zeitgemäßen Beitrag leisten könne, um den Aufbruch ins 21. Jahrhundert angemessen zu bewältigen. Wie dem auch sei, auf keinen Fall können und dürfen wir uns der Frage entziehen, ob und inwieweit wir uns eine vom geistigen Unternehmertum inspirierte

Wissenschaft so, wie sie uns Werner von Siemens beschreibt, in der Gegenwart überhaupt noch leisten können. Bei dieser Frage geht es um nicht weniger als um die Zukunft der Universität und ihrer Wissenschaft.

Mit dem Rückgriff auf die gängig gewordenen Vokabeln wie Effizienz und Wettbewerb, Autonomie oder Internationalität und Globalisierung wird man dem Ernst dieser Frage allerdings nicht gerecht. Ebenso wenig kann in diesem Zusammenhang das neuerdings aufgekommene, bedenkliche Wort von der „kreativen Zerstörung“ befriedigen, mit dem den Universitäten der Weg in ihre Zukunft gewiesen werden soll. Gibt uns doch die wechselvolle Geschichte des soeben vergangenen Jahrhunderts hinreichend Kunde von der zerstörerischen Kraft geistloser Ideologien, die es an Kreativität, wenn auch im negativen Sinn, nicht haben fehlen lassen, und davon waren die Universitäten mit ihrer Wissenschaft wahrlich nicht ausgenommen. Die dringende Empfehlung, die Wissenschaft um ihrer Zukunft willen endlich nach den Grundsätzen der geordneten Betriebswirtschaft zu organisieren, ist jedenfalls kein geeignetes Mittel, die Universitäten vor dem Zugriff geistloser Ideologien zu bewahren.

Wer den Universitäten und ihrer Wissenschaft den Weg in die Zukunft weisen will, kommt deshalb nicht daran vorbei, jenseits aller Probleme der organisatorischen und technischen Bewältigung des Wissenschaftsbetriebs auch die inhaltliche Frage nach dem zu stellen, was denn die Universitäten und ihre Wissenschaft in der Erfüllung ihrer Aufgabe überhaupt leisten und vor allem leisten sollen. Überraschenderweise leistet uns auch bei der Antwort auf diese Frage kein geringerer als Werner von Siemens, der Außenseiter, mit seiner Antrittsrede vor der Berliner Akademie wertvollste Hilfe.

Die Wissenschaft, so heißt es in der Antrittsrede, besteht „nicht ihrer selbst wegen“, sie ist auch nicht dazu da, den „Wissensdrang der beschränkten Zahl ihrer Bekenner“ zu befriedigen. Ihre Aufgabe ist vielmehr, „den Schatz des Wissens und Könnens des ganzen Menschengeschlechts“ zu erhöhen und „dasselbe damit einer höheren Kulturstufe zuzuführen“. So ist die Wissenschaft für Werner von Siemens „gleichsam das Nervenetz, welches den Organismus menschlicher Kultur durchzieht“ und als solches frisches Leben erzeugt, um nicht nur das „materielle Dasein“, sondern darüber hinaus auch die „idealen Güter der Menschheit“ zu vermehren. Was an diesen wenigen Sätzen beeindruckt, ist nicht nur die deutliche Absage, die Werner von Siemens jenem fatalen und in seinen Folgen geradezu verhängnisvollen Glauben an eine angeblich zweckfreie Wissenschaft erteilt. Mehr noch beeindruckt die hier zum Ausdruck gebrachte, klare Erkenntnis, was die Wissenschaft und der wissenschaftliche Fortschritt für den Menschen und seine Zukunft bedeuten. Es geht um die Kultur, also um die geistige Bewältigung der menschlichen Existenz, um Zukunft verantworten zu können, und hier erfährt denn auch das geistige Unternehmertum, auf das der Wissenschaftler verpflichtet ist, seinen Sinn und seinen Wert. Was hat denn dieses Unternehmertum nicht bereits geleistet, um allein das materielle Dasein des Menschen zu erleichtern?

Bemerkenswerterweise wird vieles, was wir der Wissenschaft und nur der Wissenschaft verdanken, als solches gar nicht mehr zur Kenntnis genommen, weil es zur Selbstverständlichkeit im täglichen Leben geworden ist. Dies gilt etwa für den Genuss einwandfreien, sauberen Trinkwassers ebenso wie für das elektrische Licht oder aber für die Wohltaten einer fortgeschrittenen Medizin, die wir gegenwärtig allenfalls noch unter dem Gesichtspunkt ihrer Finanzierbarkeit zur

Kenntnis nehmen wollen. Wem ist denn bewusst, dass die in der Wissenschaft entwickelte Informations- und Kommunikationstechnologie nicht nur die Reiselust einer begüterten Wohlstandsgesellschaft befriedigt, sondern darüber hinaus sogar ein ganzes Weltreich zum Einsturz gebracht hat, weil sich die Menschen heute nicht mehr im „Tal der Ahnungslosen“ um ihre Freizügigkeit bringen lassen wollen?

Der Mensch lebt allerdings nicht vom Brot allein. Daher beeindruckt es schon, mit welcher Behutsamkeit Werner von Siemens, der Wirtschaftsunternehmer, in seiner Botschaft an die Wissenschaft sich davor hütet, das menschliche Dasein allein auf seine materiellen oder gar nur ökonomischen Bedingungen zu reduzieren. Vielmehr geht es ihm, wie er sagt, auch und nicht zuletzt um die Vermehrung der idealen Güter der Menschheit, ohne die Kultur in der Tat nicht denkbar ist. Damit aber, meine Damen und Herren, ist die Frage nach der Wissenschaft und dem wissenschaftlichen Fortschritt in ihrem Kern getroffen. Den wissenschaftlichen Fortschritt kann und wird es nur geben, wenn und solange die Wissenschaft daran festhält, mit ihrer Suche nach Wahrheit in eine bessere, durch ihren Geist geordnete Welt aufzubrechen, in der der Mensch zu sich selbst und damit zu seinem Glück findet. Ohne die Frage nach dem Glück des Menschen ist Wissenschaft nicht zu verantworten.

Das Glück gehört zu den großen und ungelösten Rätseln, mit denen die menschliche Existenz – man ist versucht zu sagen: dankenswerter Weise – ausgestattet ist. Ein jeder strebt nach dem Glück, ohne jedoch zu wissen, was es denn eigentlich ist. So sind denn auch die Versuche, dieses Rätsel zu lösen, zahlreich und kaum überschaubar. Sie reichen von den platten Lustkalkülen

der Spaßgesellschaft bis zu den sublimeren philosophischen Entwürfen der *vita beata*, des gelungenen Lebens, von denen uns die europäische Philosophie reichhaltige Kunde gibt. Dennoch ist und bleibt das Glück für den Menschen ein Rätsel, sodass wir auch weiter darauf angewiesen sind, uns bei der Frage nach dem Glück mit der Suche zu bescheiden. Damit aber betritt der Wissenschaftler mit seiner Wissenschaft – so überraschend dies klingen mag – ein ihm wohlvertrautes Terrain, ist doch für ihn der Gegenstand all seiner Bemühungen, nämlich die Wahrheit, in der Annäherung stets auch nur *Suche nach Wahrheit*. Niemand hat dies in einer für die Entwicklung der Wissenschaften so folgenreichen Eindringlichkeit beschrieben wie Wilhelm von Humboldt, dessen bleibende Verdienste auch nicht durch die überhebliche Ignoranz geschmälert werden können, mit der er heute vor allem in der deutschen Hochschulpolitik so häufig bedacht wird.

Alle Wissenschaft und mit ihr die Wahrheit sind für Humboldt stets als „ein noch nicht ganz aufgelöstes Problem“ zu behandeln, so dass sie, die Wahrheit, auch „als etwas noch nicht ganz Gefundenes und nie ganz Aufzufindendes und unablässig als solche zu suchen“ ist. Mit der in diesem Sinne niemals abgeschlossenen Suche nach Wahrheit bewahrt Humboldt die Wissenschaft vor dem Abgleiten in die bloße Ideologie, die sich gerade dadurch auszeichnet, dass sie sich mit Halbwahrheiten begnügt, diese aber im trügerisch legitimierenden Schein der halben Wahrheit für die ganze Wahrheit ausgibt und damit das verschweigt, worauf es Humboldt ankommt: Wenn die Suche nach Wahrheit niemals zum Abschluss gebracht werden kann, kann auch die im wissenschaftlichen Erkenntnisprozess aufgefundene Wahrheit niemals eine endgültige sein. Eben diese Endgültigkeit aber ist das trügerische Markenzeichen

aller Ideologien. Hier ist die Suche nach Wahrheit ebenso zum Abschluss gebracht wie die Offenheit und Freiheit des Denkens im wissenschaftlichen Erkenntnisprozess; denn vor der Endgültigkeit der Wahrheit gibt es kein Entweichen, sondern nur die Unterwerfung im Sinne der Parteinahme.

Gerade die im Geist Humboldts organisierten Universitäten haben im 20. Jahrhundert erfahren müssen, welche Folgen es hat, wenn sich die Ideologien ihrer bemächtigen wollen. Allein in Deutschland haben zwölf Jahre der nationalsozialistischen Herrschaft ebenso wie die über vierzig Jahre währende Herrschaft des Sozialismus in der *Deutschen Demokratischen Republik* gezeigt, wie die Wissenschaft im Zugriff ideologisch begründeter Parteilichkeit an den Rand ihrer Existenz und zuweilen sogar weit darüber hinaus gedrängt worden ist. Die Erinnerung an diese unselige Erfahrung sollte allerdings nicht darüber hinwegtäuschen, dass selbst die in Deutschland gegenwärtig betriebene Bildungs- und Hochschulpolitik hier einigen Anlass zur Sorge geben. Zu deutlich sind die Hinweise auf das Aufkommen der neuen Ideologie, die im sicheren Wissen der ökonomischen Bewältigung von Zukunft nach der vollständigen Ökonomisierung aller Lebensverhältnisse und daher auch der Wissenschaft strebt. Damit aber begegnen wir einmal mehr jenen Protagonisten eines vermeintlich unaufhaltsamen Globalisierungsprozesses, die im Aufbruch in die virtuelle Welt der zur Wissensgesellschaft umdefinierten Informationsgesellschaft zu einer neuen Form der Welteroberung gefunden haben. In dieser Welt aber ist die Zukunft nur noch hochgerechnete Gegenwart und deshalb kein Rätsel mehr, sondern vielmehr eine Frage, die sich mit ihrer technischen Bewältigung von selbst erledigt, und hier gilt der alte Satz des Protagoras, dass der Mensch das Maß aller Dinge ist.

Diesem Satz wird man nichts abgewinnen können, wenn er im Sinne der totalen Machbarkeit interpretiert und zur Rechtfertigung jener Technokratie benutzt wird, die selbst vor dem Menschen nicht halt macht. Deshalb ist auch und gerade die Wissenschaft gehalten, sorgfältig zu erwägen, in welche Dienste sie sich mit ihren neuen Erkenntnissen und Errungenschaften begibt. Wir wissen, dass etwa, um ein aktuelles Beispiel zu bemühen, die Genforschung mit der Entschlüsselung des menschlichen Genoms – etwa 99% des menschlichen Genoms sind mittlerweile entschlüsselt – inzwischen schon Erfolge erzielt hat, die durchaus dazu angetan sind, der Medizin ganz neue Wege zur Heilung von körperlichen und seelischen Leiden zu weisen. Wir wissen aber auch, dass gerade mit den neuen Erkenntnissen in der Genetik Gefahren heraufbeschworen werden, deren Ausmaße heute nur zu erahnen sind. Soll sich etwa der Mensch in der Vernichtung menschlichen Lebens zu Zwecken der Embryonenforschung zum Herrn über Leben und Tod aufschwingen, und wie steht es mit dem immerhin in den Bereich des Möglichen gerückten Klonen von Menschen?

Dies alles sind bisher ungelöste Fragen, doch eines ist jetzt schon sicher: Niemand kann ausschließen, dass die Erkenntnisse und Errungenschaften der Genetik, wie allein das Beispiel des Klonens von Menschen belegt, dazu missbraucht werden kann, in der Fremdsteuerung menschlicher Existenz eine Herrschaft des Menschen über den Menschen zu begründen, wie sie sich totaler nicht denken lässt. Die Totalität dieser Herrschaft ist durch nichts zu überbieten, geht es doch bei den manipulativen Eingriffen in das genetische Programm des geklonten Menschen nicht etwa nur um die körperliche Unversehrtheit oder das Leben des Opfers. Vielmehr wird hier im Zugriff auf die intellektuelle, moralische und geistige Verfassung des Menschen notwendigerweise

zugleich auch Zugriff auf seine Individualität und Persönlichkeit, also auf seine Menschenwürde genommen. Zum Kern der Menschenwürde und ihrer Gewährleistung aber gehört das Verbot der totalen Herrschaft des Menschen über den Menschen. Umso bedauerlicher aber sind unter diesem Aspekt die bisher vergeblichen Versuche der Vereinten Nationen, ein weltweites Verbot des Klonens von Menschen in der Staatengemeinschaft durchzusetzen.

Um das Verbot der totalen Herrschaft des Menschen über den Menschen geht es auch in einem anderen Fall. Erst in jüngster Zeit ist es, wie berichtet wird, der Hirnforschung gelungen, einen Neurochip zu entwickeln, der in die menschliche Hirnrinde eingepflanzt werden und dort Nervensignale messen sowie in konkrete Aktionen umwandeln kann. Auf diese Weise wird es Patienten, die an schweren Lähmungserkrankungen leiden, ermöglichen, ihre Gedanken unmittelbar auf den Computer zu übertragen und so in die Tat umzusetzen. Dies ist jedoch nur die eine Seite einer neuen Technik, deren „Anwendung“, wie die Experten (John Donoghue, FAZ vom 25. Okt. 2004) bekunden, „keine Grenzen gesetzt sind“. Immerhin bewirkt der in die Hirnrinde eingepflanzte Neurochip auch, dass die Gedanken des Menschen technisch einwandfrei lesbar werden. Der Satz „die Gedanken sind frei“ gilt hier also nicht mehr. Man braucht noch nicht einmal an Andersens Märchen von den Galoschen des Glücks zu erinnern, um die Menschen verachtenden Folgen zu erahnen, die sich ergeben, wenn der Mensch dazu gezwungen werden kann, sich mit seiner Gedankenwelt fremder Einsichtnahme auszuliefern.

Um die Herrschaft des Menschen über den Menschen geht es aber auch in einem mangels öffentlicher Aufmerksamkeit allerdings weniger spektakulären Fall, nämlich

bei der Perfektionierung technischer Überwachungssysteme, die schon heute in ihrer praktischen Anwendung etwa in den USA oder in Großbritannien Verhältnisse geschaffen haben, die selbst die Vorstellungskraft eines Aldous Huxley weit übersteigen.

Beim Endspiel um die sogenannte Super Bowl, in den USA die begehrteste Trophäe im American Football, hatte die Polizei keine Mühe, unter den 65.000 Zuschauern fünfzehn Personen beim Verlassen des Stadions festzunehmen, die wegen des Verdachts strafbarer Handlungen von den Ermittlungsbehörden gesucht wurden. Diese Personen waren während des Spiels mit den neuen Techniken der visuellen Überwachung eindeutig identifiziert worden. In der City von London gerät jeder Fußgänger im Durchschnitt alle acht Minuten in das Blickfeld einer Überwachungskamera. Es bereitet keine technischen Schwierigkeiten, die Schritte eines Menschen sogar rund um die Uhr aus der Ferne zu überwachen und zu verfolgen. Begünstigt von dieser neuen Technik der visuellen Identifikation (visual identification) werden aber nicht etwa nur misstrauische Ehefrauen. Geradezu dramatisch wird der Fall vielmehr, wenn sich der Staat mit dem Hinweis auf die Bedürfnisse der inneren Sicherheit sogar in einer glaubwürdigen Form des Menschen und seiner Lebensführung durch die totale Überwachung bemächtigt. Die Erfolge, die *Scotland Yard* mit Hilfe der Überwachungssysteme bei der Fahndung nach den Tätern der Grauen erregenden Londoner Anschläge in diesen Tagen erzielt hat (vgl. hierzu: B. Heimrich, Vier junge Männer mit Rucksäcken, FAZ vom 14. Juli 2005) und erwartungsgemäß noch erzielen wird, sind durchaus geeignet, diese Dramatik, aber ebenso auch die Sorge um den totalen Verlust der Privatheit (privacy), nur noch zu steigern.

Was soll man, um ein letztes Beispiel zu bemühen, von der Ankündigung halten, dass wegen der Möglichkeiten der modernen Medizin, vor allem mit der Organtransplantation, die durchschnittliche Lebenserwartung noch in diesem Jahrhundert auf einhundert Jahre gesteigert werden könne? Sehen wir etwa einer Gesellschaft von Greisinnen und Greisen entgegen, die das Problem ihres Lebens und Überlebens nur noch durch die Kontingentierung und Selektion ihrer Nachkommenschaft lösen kann? Wird man sich aber unter diesen Umständen den Glauben an den Satz vom Menschen als dem Maß aller Dinge in seiner technokratischen Interpretation um des Überlebens der Menschheit willen überhaupt noch leisten können?

Welche Antwort sollen nun die Universitäten mit ihrer Wissenschaft auf diese Frage geben? Erinnern wir uns. Es ist noch nicht lange her, dass der Bonner Neuropathologe Brüstle den Ministerpräsidenten des Landes Nordrhein-Westfalen dazu bewogen hat, just in der Woche, in der der nordrhein-westfälische Landtag die Aufnahme des Tierschutzes in die Landesverfassung beschloss, nach Israel zu reisen, um embryonale Stammzellen für Forschungszwecke zu besorgen. Dieser bemerkenswerte Vorgang fiel zeitlich mitten in die leidenschaftlichen Auseinandersetzungen, die seit der Veröffentlichung des entschlüsselten menschlichen Genoms in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* die Universitäten mit ihren Genetikern, Biologen, Medizinern, Philosophen, Theologen oder Juristen bewegt haben und immer noch bewegen. Patrick Bahners sprach hier sogar von einem akademischen Bürgerkrieg. Dieser Bürgerkrieg, wenn man ihn dann so nennen will, ist durchaus nicht zu missbilligen, geht es doch im Zusammenhang mit der Entschlüsselung des menschlichen Genoms um eine der Sache nach zwar alte, unter den gegebenen Verhältnissen jetzt aber

völlig neu zu stellende Frage: Was ist der Mensch, und welche Folgen ergeben sich aus der Beantwortung dieser Frage für den Menschen? Dabei bedarf es schon des im freien Austausch der Argumente geführten offenen Dialogs, der nicht daran vorbeigehen kann, dass es hier auch um den humanen Einsatz von Wissenschaft und mithin um die Menschenwürde geht.

Die Offenheit dieses Dialogs darf allerdings nicht durch unangemessene und überzogene Herrschaftsansprüche einzelner wissenschaftlicher Disziplinen gestört werden. Die Gefahr einer solchen Störung ist schon deswegen nicht von der Hand zu weisen, weil sich in der Tradition der Universität immer wieder einzelne wissenschaftliche Disziplinen dazu berufen wähten, in der Bewältigung von Zukunft als maßgebliche Autorität die Richtung zu weisen. Leitwissenschaften in diesem Sinne waren im Mittelalter die Theologie, im Zeitalter der Aufklärung die Jurisprudenz und in der Reformuniversität Wilhelm von Humboldts die Fächer der Philosophischen Fakultät vor allem die Philosophie selbst. Deren alles beherrschende Stellung ist im Laufe des 20. Jahrhunderts durch die Emanzipation der Naturwissenschaften und der Technik sowie durch den, wenn auch im Ergebnis erfolglosen Versuch gebrochen worden, nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs mit der *Frankfurter Schule* die Soziologie zur neuen Leitwissenschaft zu erheben. Auch und gerade in der Gegenwart lassen sich deutliche Tendenzen beobachten, in der Universität neue Leitwissenschaften zu etablieren. So sollen die Universitäten, wenn es nach den Erwartungen ihrer staatlichen Träger geht, unter teilweise erheblichem politischen Druck dazu angehalten werden, mit der Bevorzugung der marktgängigen Fächer vor allem der Betriebswirtschaft eine führende Rolle zuzuweisen. Wie weit diese Erwartungshaltung geht, belegt der verwegene, aber

ebenso weltfremde wie törichte Vorschlag eines Wissenschaftsministers, die Volkswirtschaft zu Gunsten der Betriebswirtschaft aus den Universitäten zu eliminieren. Inzwischen hat sich die Situation jedoch grundlegend gewandelt. Mit der Entschlüsselung des menschlichen Erbguts haben nicht nur die Genetik, sondern die gesamten, bis zur Medizin reichenden Biowissenschaften eine Aufwertung erfahren, die befürchten lässt, dass wir uns in der Universität sehr bald mit dem Problem der Leitwissenschaft erneut auseinander zu setzen haben.

Diese Befürchtung ist deswegen ernst zu nehmen, weil uns schon die Universitätsgeschichte darüber belehrt, dass die mit der Leitwissenschaft begründete Hegemonie einzelner wissenschaftlicher Disziplinen zu Einseitigkeiten und zu einer geistigen Verengung führt, die den Universitäten, ihrer Wissenschaft und nicht zuletzt der Kultur Schaden zufügen. Die in der Vermittlung des „nützlichen Wissens“ erstarrten und zu den sogenannten „Schulen“ verkommenen Universitäten des späten 18. Jahrhunderts sind hierfür ein ebenso abstoßender Beleg wie die Huldigungen einer der Philosophie ergebenen Universität an eine vermeintlich „zweckfreie Wissenschaft“. Seit wann ist die Wissenschaft jemals zweckfrei gewesen? Schwerer noch als die Tendenz zur Einseitigkeit und geistigen Verengung, die den Leitwissenschaften nun einmal eigen ist, wiegt in diesem Zusammenhang die Gefahr der Selbstüberschätzung. Leitwissenschaften neigen, wie derzeit nicht nur die Hirnforschung belegt, im Bewusstsein ihrer hegemonialen Stellung zu Grenzüberschreitungen, ohne wahrzunehmen, dass sie damit selbst an ihren eigenen Herrschaftsanspruch Hand anlegen. Auch und gerade in der gegenwärtigen Diskussion über die Entschlüsselung des menschlichen Genoms lassen sich solche Grenzüberschreitungen

leicht ausmachen. So überschreitet der Nobelpreisträger James D. Watson, der mit seiner Entdeckung der Doppelhelixstruktur des Erbguts durchaus als Vater der modernen Genetik bezeichnet werden kann, erkennbar die Grenzen seines Fachs der Molekularbiologie, wenn er unter offenkundiger Anlehnung an die naturalistische Philosophie eines Thomas Hobbes die Wissenschaft in den Dienst eines Menschenbildes gestellt wissen will, bei dem sich der Verdacht eines neuen und subtilen Rassismus nicht von der Hand weisen lässt. Wie will man diesen Verdacht entkräften, wenn Watson (Die Ethik des Genoms, FAZ vom 26. Sept. 2000) ein „existenzielles Recht“, also das Recht auf die Existenz nur noch dem „gesunden und produktiven Leben“ zugestehen will, das „Hoffnung auf Erfolge“ gewährleistet? Hier ist die Wissenschaft mit all ihren Disziplinen dazu angehalten, Einspruch zu erheben und jenen offenen Dialog einzufordern, der verhindert, dass die Fragen nach der Menschenwürde und nach dem humanen Einsatz von Wissenschaft dem Diktat der Molekularbiologie unterworfen werden. Der Mensch mit seiner Existenz und seiner Würde ist eben mehr als der Vollzug seines genetischen Programms.

Mit dem humanen Einsatz von Wissenschaft und der Menschenwürde aber werden Themen berührt, die nicht nur die Wissenschaftler im Austausch ihrer Argumente etwas angehen. Vielmehr haben die Universitäten zu gewährleisten, dass beide Themen auch in der wissenschaftlichen Ausbildung eine ihnen angemessene Berücksichtigung finden. Es kann doch nicht angehen, dass etwa Mediziner die Universität verlassen, die als Ärzte im Berufsleben die Gesundheit ihrer Patienten oder aber die neue Frage nach dem Menschen lediglich als technisches Problem begreifen. Das gleiche gilt auch für den Juristen, der sich zwar in allen Feinheiten des Steuer-

rechts auskennen mag, aber in seinem Studium an der Frage der Menschenwürde vorbeigegangen ist.

Mit der Verpflichtung auf die Menschenwürde reiht sich die Universität als Einrichtung der Wissenschaft nahtlos in das Gefüge des freiheitlichen Verfassungsstaats ein, der in der Gewährleistung von Demokratie und Rechtsstaat zu seiner politischen Lebensform gefunden hat. Die rechtsstaatliche Demokratie zeichnet sich durch den ihr eigentümlichen und einzigartigen Vorzug aus, dass sie die Rechtsordnung und damit das gesamte öffentliche Leben im Staat in den Dienst der Menschenwürde stellt. Deswegen bezeichnet das Bundesverfassungsgericht die Menschenwürde auch als das oberste Konstitutionsprinzip. Mit der Menschenwürde aber werden wir nicht auf den biologischen Tatbestand der „Gattung“ Mensch, sondern statt dessen auf die Individualität oder Personalität, also auf das verwiesen, was nur dem Menschen selbst, nicht aber dem Staat, einer Partei oder der Gesellschaft gehört. Insoweit ist der Mensch in seiner Würde jeder Definition und damit auch jeder Art von Fremdbestimmung oder Herrschaft entzogen. Mehr wissen wir von der Menschenwürde und ihrer Unantastbarkeit nicht, und das ist auch gut so.

Was wir allerdings wissen, ist, dass es einen eigentümlichen Zusammenhang gibt zwischen der Menschenwürde, der Freiheit, der Verantwortung, dem Glück und der Kultur. Bei jedem dieser Begriffe geht es um die individuelle Lebensentscheidung, also um die Entscheidung eines jeden Menschen, sein Leben und seine Zukunft im Sinne des Geistes zu bewältigen und zu verantworten. Ohne die Gewährleistung der Menschenwürde ist dies alles nicht möglich.

Im freiheitlichen Verfassungsstaat sind daher auch die Universität und ihre Wissenschaften auf den Dienst an der Menschenwürde verpflichtet. Der Jurist denkt ebenso wie der Philosoph und der Theologe über die Menschenwürde nach. Der Historiker wird im Kommen und Gehen der Kulturen auch die Geschichte der Menschenwürde entdecken müssen. In den Naturwissenschaften und der Technik geht es um die Beherrschung einer Natur, deren friedliche und – wie wir heute besser denn je wissen – auch maßvolle Nutzung dem Menschen ein sinnvolles und mithin menschenwürdiges Leben erst ermöglicht. Um die Menschenwürde geht es auch in der Medizin. Die Gesundheit ist ein kostbares Gut, das dem Menschen, wie jedermann weiß, Freiheit und Glück beschert. Es gibt aber auch eine Würde des noch nicht geborenen Lebens, eine Würde des Kranken und eine Würde des Alters. Allein die Diskussion um die Grenzen der Gentechnologie, die Apparatedizin und das Recht auf den natürlichen Tod sowie nicht zuletzt die versicherungstechnisch einwandfreie, medizinisch saubere Bewältigung des Altenproblems in der Heimunterbringung zeigen an, dass es hier noch viel zu tun gibt. So sind denn alle Wissenschaften mit der Menschenwürde auf eine Idee verpflichtet, die nicht nur die Einheit des Geistes in der Vielfalt der Wissenschaften bewahrt. Diese Idee wird sich darüber hinaus auch und gerade dann zu bewähren haben, wenn es um den Aufbruch in die virtuelle Welt der globalisierten Wissensgesellschaft geht. Darauf sind wir nach der Katastrophe des 11. September 2001 mehr denn je angewiesen.

Universitätsreden

Herausgeber

Univ.-Prof. Dr. Walter Tokarski
Rektor der
Deutschen Sporthochschule Köln

Redaktion und Layout

Sabine Maas
Lena Overbeck
Deutsche Sporthochschule Köln
Presse- und Öffentlichkeitsarbeit
Carl-Diem-Weg 6, 50933 Köln
Fon: 0221/ 4982-3440
Fax: 0221/ 4982-8400

Druck

Achenbach-Druck, Hamm

Auflage

1.250

Deutsche Sporthochschule Köln
Carl-Diem-Weg 6
50933 Köln
Internet: <http://www.dshs-koeln.de>